

# HANSER



Leseprobe

Norman Manea

Die Höhle

Roman

Übersetzt aus dem Rumänischen von Georg Aesch

ISBN (Buch): 978-3-446-23985-2

ISBN (E-Book):

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23985-2>

sowie im Buchhandel.

Einige Zeit war vergangen seit dem nebulösen Gespräch mit Peter. Oder war das Nebulöse nur Goras Vorstellung entsprungen? Peter behauptete, er sei nach Amerika gekommen mit dem festen Entschluss, Gora nicht zu suchen, war von diesem Entschluss jedoch wieder abgekommen, ohne zu wissen weshalb. Einige Zeit war vergangen zwischen der Ankunft und diesem Sinneswandel, einige Zeit auch nach jenem ersten Gespräch. Peter war verschwunden, ging ihm aber nicht aus dem Sinn. Der Professor fragte sich, wie Wirklichkeit zu bestimmen sei. Er schloss und öffnete die Augen, sah die Bücherregale, den weitläufigen polierten Schreibtisch, den Computer, das Paar rote Handschuhe auf der Tischkante, das Telefon und einen aufgeschlagenen großen Aktenordner voller weißer Blätter.

Peter Gaspar beschwor Erinnerungen herauf, derer er sich nicht mehr sicher war oder nicht mehr sicher sein wollte. Er hatte zunehmend Vertrauen in Bücher, und nicht in Erinnerungen, mit denen er nichts anfangen konnte. Er glaubte an das, was schriftlich

festgehalten war. Der Verstand und die Seele seiner Gesprächspartner oder der Person, die er selbst war, gehörten der Vergangenheit an. Auch als Fremder unter Fremden kann man immerhin Freunde aus dem früheren Leben wiederfinden. In den Büchern! Die Bücher aus dem früheren Leben hatten auf ihn gewartet. Als treue Kameraden hießen sie ihn willkommen mit einer anderen Stimme und in anderen Sprachen. Verlässliche Gesprächspartner, stets bereit, ihm seine Gewohnheiten zurückzugeben, seine Irrungen und Wirrungen zu vermenschlichen.

Auf Peter Gaspar hatte er keine Lust mehr, überhaupt keine Lust. Auf Pieter Peeperkorn schon. Er freute sich, Mynheer Peeperkorn wieder zu begegnen, gleich nach dem Gespräch las er wieder die drei Kapitel über den Holländer in jenem gewichtigen Roman der zwanziger Jahre.

Im Sanatorium auf dem *Zauberberg* wartet Hans Castorp sehnsüchtig auf Clawdia Chauchat. Die Frau seiner Träume erscheint in Begleitung eines märchenhaften Partners. Hohe, gerötete Stirn, ausgeprägte Falten. Langes spärliches, weißes Haar, schütterer Kinnbart. Die Nase groß und fleischig, der Mund ebenfalls, die Lippen aufgesprungen. Breite sommersprossige Hände, Finger mit langen, spitzen Nägeln. Der Holländer beherrscht mit seinem Akzent und seiner Statur bald die Gesellschaft des Sanatoriums. Seine Rede abgehackt, zusammenhanglos.

*Mein Kind – das übertrifft alle meine Erwartungen. Er-ledigt. Erledigt und ausgeschlossen. Ein wenig Brot, meine Liebe.*

So nannte Peeperkorn den Schnaps, der ihn belebte: Brot.

*Gottesbrot, klares Brot, kleine Koseform, und zwar der Labung wegen ... im Sinn unserer Pflicht und heiligen Verbindlichkeit.*

*Absolut. Perfekt.*

Der große und breite Fremde mit der hohen Stirn, dem großen, von weißem Haar unflamnten Haupt mit den blassen Augen, ist ein imposanter Mann. Manchmal wandelt ihn Fieber an, erst als ein Klappern, dann als ein Glühen und ein Schwitzen. Imponierende Kraft, großartige Inkohärenz.

*Das Leben ist kurz, unser Vermögen, seinen Anforderungen gerecht*

zu werden, es ist nun einmal – Das sind die Tatsachen, mein Kind. Gesetze. Un-er-bitt-lichkeiten.

Telegraphische Botschaften, gebrochen, höchst undeutlich. Eine Persönlichkeit! Die Größe eines Stammeshäuptlings, der seine Zuhörerschaft durch die Mimik und den blassen Blick in seinen Bann schlägt. Die große Kapitänsband, zur Faust geballt, schlägt auf den Tisch.

*Das Einfache! Das Heilige! Eine Flasche Wein, ein dampfendes Eiergericht, ein lauterer Korn. Ein Kuß, die Befriedigung erreicht das Absolute. Absolut, mein Herr. Erledigt, mein Freund.*

Burleske Brüche. Die Ohnmacht überwältigte ihn ebenso wie die Kraft.

*Die Niederlage des Gefühls vor dem Leben, das ist die Unzulänglichkeit, für die es keine Gnade, kein Mitleid und keine Würde gibt, sondern die erbarmungslos und hohnlachend verworfen ist – erledigt, junger Mann, und ausgespien ... Schmach und Entehrung sind gelinde Worte für diesen Ruin und Bankerott, für diese grauenhafte Blamage. Sie ist das Ende, die höllische Verzweiflung, der Weltuntergang ...*

Gesicht und Gestalt Peter Gaspars, den er schon früher nicht oft und seit über zwanzig Jahren gar nicht mehr gesehen hatte, blieben vor seinem inneren Auge verschwommen. Gora erinnerte sich nur, dass er Pieter Peeperkorn nicht ähnlich sah, das war alles.

Der Spitzname hatte eine andere Ursache. Die Erzählung *Mynheer* von Peter Gaspar hatte einiges Aufsehen erregt unter den Literaten des sozialistischen Vaterlandes. Sklaven, die gezwungen werden, die Sklaverei zu bejubeln, ergötzen sich am zögerlichsten Augenzwinkern, an einem Quentchen Spott. Sollte es der versteckte Sprengstoff in seiner Erzählung gewesen sein, die Peter Gaspar in der sozialistischen Halbwelt zur Berühmtheit verholfen hatte? Eine Erzählung, mehr nicht! In einer Provinzzeitung! Vierzig Jahre nach dem berühmten Roman des berühmten Thomas aus Lübeck! Irgendeine verschlüsselte Anspielung, die das Auge der Zensur übersehen hatte? Auch derlei Merkwürdigkeiten kamen vor und wurden schnell vergessen. Bald nach dem

Erscheinen wurde der Autor mit dem Namen seiner Figur versehen. Noch nicht einmal mit einem Namen, sondern mit einer Anrede, die zum Namen geworden war. Mister, Monsieur, Monsignore, Mynheer! Der Spitzname machte die Runde im Literatencafé und drang dann auch nach außen. Der Rumor um Peter Gaşpar gewann eine Eigendynamik. In der Folge veröffentlichte der Autor nichts mehr, aber seinem Ansehen tat dies keinen Abbruch. Im Land aller möglichen Gerüchte munkelte man, Peter Gaşpar sei der Urheber auch anderer literarischer Scharaden, die niemand kannte. Man raunte sich zu, er arbeite im Geheimen an einem Meisterwerk. Gerede, das knoblauchgewürzte Schwarzbrot der Diktatur.

Als kleiner Techniker in einem kleinen sozialistischen Betrieb hatte Gaşpar für Kulturzeitschriften ironische Kurztexte geschrieben, die die übliche Funktionärssprache verschmähten. Sportkommentare, Theater- und Ausstellungsbesprechungen, ja sogar Beiträge zu philatelistischen Themen oder Pferderennen. Man sah ihn bei Aufführungen und Vernissagen, auch bei Festen im Freundeskreis. Ein bisschen peinlich war ihm sein gespenstisches und nachhaltiges Prestige schon, er sah sich überall von Spitzeln bedrängt.

Er war groß und schlaksig, sein Körper un gelenk, als hätte er ihn vor allzu langer Zeit ausgeliehen und vergessen, ihn wieder abzugeben.

Mit kahlgeschorenem Schädel, schwarzem Schnauzer und Bärtchen erinnerte er an einen Husar aus dem Operettentheater. Eindringlicher schwarzer Blick unter buschigen pechschwarzen Augenbrauen. Kleine Hände, faltenlose Stirn. Gerade Nase, die der Herkunft spottete.

Der Name hätte der eines Ungarn oder eines Deutschen sein können, ebenso wie die Erscheinung. Man sagte jedoch, er sei – beschnitten. Also war er es. Das Gerücht hielt sich nach guter Tradition des Ortes. Manche behaupteten sogar, es gebe dramatische Details in seinem Lebenslauf, doch die Belege dafür waren ebenso unauffindlich wie sein potentiell Meisterwerk. Er schien zu sein wie alle andern, obwohl er es vielleicht nicht war. Seine kumpel-

hafte Ungezwungenheit, die aus jener Zeit stammte, als er Hockey und Basketball und Fußball in Jugendmannschaften gespielt hatte, brachte ihm Sympathien ein.

Seine transsilvanische, noch vom Habsburgerreich geprägte Erziehung stand im Gegensatz zu den balkanischen, französisierenden Gepflogenheiten der Bukarester Metropole. Konnte man Transsilvanien als abendländisch bezeichnen? Auch die weitläufige Verbindung mit Mynheer Peeperkorn hatte dem Abkömmling willkommenen Adel beschert: »Holländer!« Die Tischgenossen griffen die Zuschreibung auf. »Hallo, Holländer!«, bekam er zu hören.

Gaspars Text verhöhnte die behördlich manipulierten »Debatten«, die großen Worte und die humanistischen Losungen.

Inkohärenz ist Subversion, war es das, was Gaspar suggerierte? Manchmal erschien er mit einem Filzhut à la Peeperkorn und rezitierte nach einigen Wodkas mit inbrünstig gerecktem Arm dessen Standardsprüche.

*Wir entziehen uns, meine Herrschaften ... Diese Luft, die charaktervolle Föhnluft dieses Tages, mit ihrem zart entnervenden, ahnungs- und erinnerungsvollen Einschlag von Frühlingsaroma ... Erledigt, meine Herrschaften! Ich unterbreche mich ... Er-ledigt ... Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit in die Höhe, in große Höhe, auf jenen schwarzen, kreisenden Punkt ... Das ist ein Raubvogel, ein großer Raubvogel ... Meine Herren, und Sie, mein Kind, das ist ein Adler ... Jupiters Vogel, der König seines Geschlechtes, der Leu der Lüfte!*

War die Erzählung Mynheer etwa ein verschlüsseltes Plädoyer für die Neue Welt? Für den *Selfmademan*, den internationalen Peeperkorn! Den Kaffeekönig, Holländer mit Sitz in Java, an der Seite der kaukasisch schlitzäugigen Geliebten. Ein Plädoyer für die Freiheit und die Statue im Hudson? Freiheit, Vitalität!

Wie gut kann man jemanden kennen aus der Menge der Illusionsbedürftigen auf dem Längengrad, wo Orient und Okzident sich treffen? Professor Gora hätte nicht zu antworten vermocht. Pieter Peeperkorn beseelte die Buchseite, während Gora vergeblich wartete. Gaspar tauchte nicht auf.

Der holländische Riese begeht Selbstmord, indem er sich Tier- und Pflanzengift injiziert. Das Tropenfieber hat seine Kräfte aufgezehrt: Das Leben nicht mehr intensiv zu empfinden ist eine »kosmische Katastrophe«, heißt es auf der entsprechenden Seite.

Gora hoffte, nach und nach zu begreifen, was er in der Vergangenheit nicht begriffen hatte. Würde Mynheer Gaşpar in Amerika zu dem Menschen werden, der zu sein ihm immer nachgesagt worden war?

\* \* \*

Jahre zuvor war Peter ebenso unvermittelt aufgetaucht, er war damals Gymnasiast im letzten Schuljahr und auf Verwandtenbesuch in der Hauptstadt.

Hochgewachsen, bleich, finster, bedrückt von der Last einer Aufgabe, die seinem Alter und seinem Wesen nicht entsprach. Er hatte nur wenige Stunden Zeit bis zur Rückfahrt. Er war mit dem Nachtzug vom westlichen Rand des Landes zu diesem bizarren Familientreffen gekommen: zu berichten, was seinem Vater passiert war, und seine Verwandten vor den Folgen zu warnen, die alle treffen konnten.

Der Staatsanwalt David Gaşpar hatte keine Ahnung gehabt von dem Vorhaben seiner Gattin, den Jüngling, dem es eher um Basketball zu tun war als um die Untiefen der Politik, zu einer solchen Expedition auszusenden. Eva Gaşpar hatte es so eingerichtet, dass Peters Abwesenheit über Nacht kein Befremden auslöste. Ihr Sohn übernachtete manchmal bei seinem Klassenkameraden Tibor, dessen Eltern würden schweigen.

Augustin Gora hatte die Besorgnis in den Gesichtern von Lus Eltern sofort bemerkt. Sie wussten wohl schon genug über die Absetzung des Staatsanwalts David Gaşpar und weitaus mehr über ähnliche Fälle. Sie waren nur Cousine und Cousin, die Genossin Serafim und der Genosse Gaşpar, doch das Misstrauen griff schnell um sich, wie die Krätze. Sie waren besorgt ob der eigenen Lage, teilten die Neuigkeit jedoch nicht mit ihrem Schwie-

gersohn, der sich damals – und später – fragte, ob sie stattdessen mit Freunden darüber sprachen und wer diese sein mochten. Er hielt an dem Glauben fest, dass er, wenn es Freunde gab, als ein solcher gegolten hätte.

An jenem staubigen Julinachmittag, als der Gymnasiast Peter gebeten wurde, auf dem großen roten Ledersofa im Esszimmer Platz zu nehmen und die Nachricht, mit der er gekommen war, näher auszuführen, spürte Gora, dass die Gefahr vom westlichen Rand des Landes nun über seine neue Familie gekommen war. Er war, das musste er gestehen, unmittelbar von der Unruhe derer angesteckt worden, die dem sportlichen jungen Mann zuhörten, wie er von der absurden Lage berichtete, in der sein Elternhaus sich mit einem Mal befand.

Der ehemalige Uhrmacher David Gaşpar war ohne Angabe von Gründen seines Amtes als Staatsanwalt in der sozialistischen Justiz enthoben worden! So die Partei will, wird ein Uhrmacher ein Jahr lang auf eine Schule geschickt und zum Staatsanwalt gemacht, und, so die Partei wiederum will, ist der Staatsanwalt über Nacht kein Staatsanwalt mehr. Es konnten ihm weder Unlauterkeit noch böser Wille zur Last gelegt, sondern lediglich maßlose Strenge im Dienst an der Sache nachgesagt werden. Der Vorwand für die Absetzung blieb im Dunkeln, die Ungnade konnte Folgen zeitigen, die ebenso absurd waren wie ihre Begründung, das war die Kunde, die Eva Gaşpar dem jungen Boten anvertraut hatte.

Das Schweigen wich bald den Versicherungen, mit denen die Gastgeber den Gast überschütteten: Es könne sich nur um einen Irrtum oder ein Missverständnis handeln, David sei nicht der Mensch, der solches Unrecht schweigend hinnähme, er würde Erklärungen fordern und schließlich Genugtuung erfahren. Rivalitäten und Intrigen gebe es überall, wo Menschen leben, Niedertracht oder Irrtümer könnten nicht von Dauer sein, der junge Schüler werde bald feststellen, dass am Ende die Gerechtigkeit siege. Der Gast wurde mit Leckerbissen verwöhnt, Lu zeigte ihm die Familienbibliothek und nahm ihn auf einen langen Spaziergang durch die Hauptstadt mit. Als sie wiederkamen, wurde dem



Reisenden geraten, sich auszuruhen, er habe eine weitere schlaflose Nacht im Zug nach Hause vor sich.

Abends, als sie vom Bahnhof zurückkehrten, wohin sie den Gast begleitet hatten, erfuhr Gora die Geschichte von Peters Geburt.

Der Uhrmacher Gašpar hatte sich im ersten und zweiten Kriegsjahr mit Frau und Tochter versteckt halten können, doch im Frühling des Jahres 1944 wurden sie entdeckt und von den ungarischen Behörden, die damals einen Teil Transsilvaniens verwalteten, nach Auschwitz deportiert. Frau und Tochter wurden gleich bei der Ankunft ins Gas geschickt. David überlebte, zuerst wurde er in einer kleinen Werkstatt eingeteilt, wo Schmuck aus dem von Lebenden und Toten erbeuteten Gold gemacht wurde, dann zu Schwerarbeit. Er hatte zum Glück einen kräftigen Körper. Nach dem Tod seiner Lieben waren seine Gefühle und Ängste abgestumpft, dafür wurde er einsam und stark. Gleichgültig, berechnend, aufs Überleben bedacht.

Während der Befreiung durch die Sowjets begegnete er in dem Krankenhaus, wo die ehemaligen Häftlinge erstversorgt wurden, seiner künftigen Frau. Auf dem langen Heimweg heirateten sie.

Die zehn Jahre jüngere Eva wollte nicht zurück an den Ort, von dem aus sie in den Tod geschickt worden war. Sie träumte vom Land der Verheißung und der Überlebenden. David zeigte sich jedoch unnachgiebig. Er war entschlossen, nach Hause zurückzukehren, den ehemaligen Nachbarn und Freunden, den ehemaligen Polizisten und Politikern, die seinen Namen von der Liste der Lebenden gestrichen hatten, Auge in Auge gegenüberzutreten.

Im Herbst des Jahres 1946 erreichten sie auf Umwegen durch das verwüstete Europa die Heimat. David, seine neue Frau Eva und Peter, der auf der Irrfahrt in Belgrad geborene Säugling. Ludmillas Mutter Otilia Serafim hielt es für möglich, dass Peter gar nicht Davids Sohn war. »Im Chaos der Befreiung war das Kopulieren gang und gäbe. Kreuz und quer. Die Orgie der Auferstehung von den Toten.«

»Die Geschichte hat uns alle berührt«, bekannte Lu. »Sie ist auch heute noch ein Stachel im Fleisch der Familie ... Wir hatten es auch nicht besonders gut während des Krieges. Elend, Erniedrigung, Gefahren, Arbeitslager, alltägliche Panik. Davids Geschichte aber ist etwas anderes.«

Zurück in der Heimatstadt, trat der Uhrmacher David den ehemaligen Nachbarn und den ehemaligen Polizisten oder Politikern keineswegs Auge in Auge entgegen, wie er es angekündigt hatte. Er verweigerte sich einfach jeder Erinnerung an das Lager! Und forderte von Verwandten und Freunden, es ihm gleichzutun.

Lus Gesicht war schmal geworden wie auf alten biblischen Bildnissen. Die dunkle Madonna war bleich geworden. Gora war bestürzt über die Wirkung, die ihre eigenen Worte auf sie gehabt hatten. Selbst empfänglich für Gefühlsausbrüche, trieb sie alles auf die Spitze. Ihre Zerbrechlichkeit war der sichtbare Ausdruck von Vorahnungen, die plötzlich in ihr aufkamen. Sie nahm vage Zeichen wahr und ließ sich von ihnen einnehmen, die Ungewissheit verschärfte ihre Unruhe.

Sie war stehengeblieben, um sich etwas zu beruhigen. Sie wirkte immer bleicher.

»Ich ahne, was du denkst. Nein, in meiner Familie hat Religion nie eine Rolle gespielt, wie du weißt. Früher nicht und jetzt, wo der Atheismus opportun geworden ist, umso weniger. Bei uns war man Freidenker, noch bevor man Kommunist wurde. Ich bin im Geiste der Vernunft, der Solidarität mit den Erniedrigten und Beleidigten erzogen worden. Ich hatte keinerlei Berührung mit mystisch orientierten Personen oder Büchern, ich habe nie an einer Diskussion über Transzendenz teilgenommen. Und doch – wieder und wieder überkommt mich etwas Dunkles, verstört mich, ja macht mich verletzlich. Empfänglich für etwas, von dem ich nicht genau weiß, was es ist. Etwas Unbekanntes treibt mich im Verborgenen um.«

Mit einer plötzlichen Bewegung warf sie ihr volles schwarzes Haar zurück. Das Gesicht blieb blass, die Augen glänzten feierlich. Mit diesem nervösen Aufbäumen schien sie sich nicht nur die

Haare aus dem Gesicht zu werfen, sondern eine Last abzuschüt-  
teln.

»Ich habe an Peter gedacht. Als der Junge geboren war, sagte David Gaşpar zu seiner Frau: Er wird in einer anderen Welt leben, und wir mit ihm. Seine Eltern sind Gezeichnete, entgegnete Eva. In der neuen Welt ist die alte mit enthalten, die Vergangenheit wird auch in ihm leben. Dennoch haben sie Peter nie wissen lassen, dass sein Vater schon einmal verheiratet gewesen war und eine Tochter gehabt hatte, die Schwester, die seine Schwester nicht hat sollen sein. Ob nun David wirklich Peters Vater ist – meine Mutter hat da ihre Zweifel. Nur Eva und er können es wissen. Wenn überhaupt.«

Lu senkte Blick und Stimme.

Wieviel aus der Vergangenheit hat wohl Peter in diese Neue Welt gebracht, und wieviel Lu? fragte sich Gora. Was haben sie sonst noch mit sich gebracht?

Bald sollte Professor Gora erfahren, dass Peter den Status »Überlebender« abgelehnt hatte, den die wohlwollenden Amerikaner ihm zuzuerkennen bereit waren, ebenso wie er sich immer schon jede Anspielung auf die Tragödie verboten hatte, inmitten derer er geboren worden war. Er kehrte jedem Gespräch über das Grauen, auf das die einstige Begegnung seiner Eltern zurückging, sofort den Rücken.

Zwischen dem so unerwartet im Haus der Bukarester Verwandten aufgetauchten Gymnasiasten und dem zwanzig Jahre später wie ein Gespenst in Professor Goras Telefon und Gedanken geisternen Heimatlosen stand Lu, Augustin Goras Frau, an einem Sommerabend auf einem menschenleeren Bürgersteig.

Eine alte Unrast schlich sich wieder in die Einsamkeit von Professor Gora. Nur zu gerne hätte er sie verdrängt, um bei der Episode Lu verweilen zu können. Sie schmerzte und erfreute ihn, belebte ihn und half ihm über Abgründe hinweg.

Er hielt die Augen geschlossen, um so mit Lu zu verharren, aufgehoben im Unmöglichen.

Nach der Heimkehr des Gymnasiasten waren nur noch selten Nachrichten von der Familie Gaşpar gekommen.

Lu sprach immer öfter von Eva Gaşpar. Sie kannte sie nicht, sprach aber mit einer bewundernden Erregung über sie. Sie rief sie an. Evas Sorge galt eher Peter als ihrem Mann, meinte Lu. Mütterlicher Eifer. Eva hatte wohl die Therapie zur Vergangenheitsbewältigung über ihren Sohn gefunden, nicht über ihren Mann. Die Zukunft ihres Sohnes ging ihr über alles.

»Eva ist durch und durch besitzergreifend«, stellte Gora ärgerlich fest. »Unsicher, wenn es um sie selbst geht. Allzu sicher, wenn es um das Leben anderer geht.«

Lu war zusammengesuckt. Hatte ihn angestarrt. Wütend, verletzt. Wie erschrocken. Das Schweigen hatte sich in die Länge gezogen; woraufhin Gora das Thema Eva Gaşpar nicht mehr ansprechen sollte. Er beschränkte sich darauf, die knappen Neuigkeiten hinzunehmen, von denen Lu offenbar jene auswählte, die seine Aussagen widerlegten.

Peter war für Lu keine voraussehbare, natürliche Wahl gewesen. War es eine bescheidene Annahme des Verwandten? Lu hielt nichts von Bescheidenheit, und von psychoanalytischen Spekulationen schon gar nichts. Für sie waren dies frivole und ergebnislose Eingriffe in eine unantastbare Intimität, sie zog es vor, aufgrund von Tatsachen zu urteilen und beurteilt zu werden. Eigentlich mochte sie es überhaupt nicht, beurteilt zu werden.

Die Familienbande also – sollten sie es sein, die Lu und Peter zusammengebracht hatten?

»Ich fahre für ein paar Tage zu den Gaşpars. Ich will Eva kennenlernen. Verstehen, was dort passiert. Vor allem, was passiert ist. Ihre Vergangenheit, die nicht meine war ...«

Ihr Mann machte kein Hehl aus seiner Verblüffung.

»Ich lebe in einem Aquarium, merkst du das nicht? Ich kann nicht einfach hingehen und als Maurerpolierin auf einer Baustelle anheuern. Um zu erleben, wie wunderbar das Leben unserer wunderbaren Arbeiterklasse ist, von der ich nichts weiß als die Märchen aus den Zeitungen. Zu den Gaşpars aber kann ich ge-

hen. Nicht um zu erfahren, warum der Staatsanwalt kein Staatsanwalt mehr ist, obwohl es das wert wäre. Nein, um etwas anderes zu erfahren. Etwas Schmerzlicheres wahrscheinlich.«

Sie wollte raus aus dem Aquarium! Die Familie als Aquarium? Die Ehe als Aquarium? Sie hatte sich den Ehestand und die Familie als Zuflucht gewünscht, das Familiäre sollte ihr zu Gleichgewicht und Standfestigkeit verhelfen – wieso also jetzt dieser Ausbruch?

Von den Gaspars kehrte sie mit furchtbaren Geschichten aus dem Lager zurück. Ihre Erzählungen waren schwarzweiß, sie selbst war weiß im Gesicht, bleich, wie von einer anderen Welt. Etwas Wesentliches schien sich verändert zu haben. Ein Schmerz, etwas Starkes waren nun in ihrem Innern. Es schien, als vermöchte sie nun ihre eigenen, bislang unverstandenen Eigenheiten zu deuten. Paradigmenwechsel, dachte Gora. Oder hatte sie in sich selbst ein Paradigma gefunden, dessen sie sich nicht bewusst gewesen war, das ihr gefehlt hatte? Und war jetzt überzeugt, dass es schon immer in ihr gewesen war.